

ÖZS

Herausgegeben von der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie

OFFENES HEFT

INHALT

An unsere Leser/innen	3
Über das Editorial	4
Werner Rammert Mechanisierung und Modernisierung des privaten Haushalts: Grenzen ökonomischer Rationalisierung und Tendenzen sozialer Innovation	6
Lars Clausen Zur Asymmetrie von Prognose und Epignose in den Sozialwissenschaften	21
Rainer Greshoff und Werner Loh Ideen zur Erhöhung des Theoretisierungslevels in den Sozialwissenschaften	31
Richard Saage Vertragsdenken als frühbürgerliche Gesellschaftstheorie (Hobbes, Locke, Rousseau)	48
Max Preglau „System“ und „Lebenswelt“ als theoretische Konzepte der Wirtschafts- soziologie	60

IDEEN ZUR ERHÖHUNG DES THEORETISIERUNGSNIVEAUS IN DEN SOZIALWISSENSCHAFTEN

Rainer Greshoff und Werner Loh

1. Problemansatz: Welche Wissenschaftsentwicklung?

Die Vielfalt der Richtungen und Grundorientierungen in den Disziplinen des Sozialen wird angesichts der neuzeitlichen Erfolge von Physik, Chemie und Biologie als Konsequenz eines vergleichsweise geringeren wissenschaftlichen Niveaus eingeschätzt. Überanpassungen (z.B. Behaviorismus) sowie Abgrenzungen (z.B. Verstehen versus Erklären) waren und sind Reaktionsweisen auf diese Erfolge. Solange diese Erfolge nicht mit Hilfe von zu konstruierenden Alternativen vergleichend bewertet worden sind, besteht allerdings ein Begründungsmangel. Doch wie wären solche Alternativen zu konstruieren, wie zu vergleichen und zu bewerten? Die neuzeitlichen Wissenschaftsentwicklungen, die „wissenschaftlich“ genannt werden, haben wenig Forschung auf diese Frage angewandt. Es ist nicht einmal klar, was als „Alternative“ zu begreifen ist. Wenn es zur Wahrheitigkeit gehören sollte, daß man auch Alternativen beachtet, dann sind diese zu erwägen und nicht wegen dominanter Ergebnisorientierung zu vernachlässigen. Neuzeitliche Wissenschaftsentwicklungen, die „wissenschaftlich“ genannt werden, haben zugunsten der Erfolge das Problem der Erwägung von Alternativen vernachlässigt (1). Bindet man aber „wissenschaftlichkeit“ an „Wahrhaftigkeit“, dann wären diese naturwissenschaftlichen Wissenschaftsentwicklungen nur mit Vorbehalt als „wissenschaftlich“ zu bezeichnen. Paradoxerweise hätten die so erfolglosen Disziplinen des Sozialen mit ihrer Vielfalt gerade das, was jenen erfolgreichen Disziplinen vergleichsweise mangelt: die Repräsentation der Vielfalt, die auf ihre Alternativität hin zu untersuchen wäre. Die Disziplinen des Sozialen könnten sich somit unter der Idee der Erforschung der möglichen Umgangsweisen mit Alternativen (2) von den irreführenden Vorbildern für Wissenschaftlichkeit emanzipieren und neue Ansprüche versuchen zu erproben, indem sie allerdings auch die brauchbaren Bestandteile dieser erfolgreichen neuzeitlichen Wissenschaftsentwicklungen aufzuheben trachten. Wissensverfassungen sind keine unwandelbaren Strukturen, sondern sie sind Folge von Erfindungen, vergleichbar den Erfindungen von Verkehrsregeln, die auch wieder zu verändern sind, wenn andere Erfindungen sich als geeigneter erweisen.

II. Vollständigkeit, Möglichkeitsdenken und Abstraktionsverhältnisse

Bisherige sozialwissenschaftliche Theoriearbeit ist unserer Meinung nach von insgesamt zu geringer bzw. unvorteilhaft entwickelter Regelherstellung und -bezugnahme gekennzeichnet. Mit dem Konzept der vollständigen Begriffsbildung intendieren wir diesbezüglich Ansätze für einen grundlegenden Verbesserungsvorschlag. Zur Verdeutlichung unserer Absichten nutzen wir die mit Biologie und Physik verbundenen unterschiedlichen Theoretisierungsweisen.

Die wohl einfachsten Konstellationen für das, was man „alternativ“ nennen könnte, sind quantitative Bestimmungen. Mit ihrer Hilfe lassen sich Möglichkeiten des Umgangs mit

Alternativen erkunden. Solche quantitativen Bestimmungen sind konkurrierend (exklusiv) verwendbar (eine gewisse Größe oder eine andere trifft zu) oder als zusammengehörige (inklusive) nutzbar (etwas kann eine Größe annehmen, aber auch eine andere). Die quantitative Erfassung läßt alle überhaupt denkbaren alternativen Bestimmungsmöglichkeiten behandeln (3). Hierdurch wird Vollständigkeit erreicht: „Die beliebige Verfeinerung, die leichte Uebersicht und Handhabung eines ganzen Continuum von Fällen, von dessen Vollständigkeit wir zugleich überzeugt sind (...), begründet den Vorzug solcher quantitativer Aufstellungen.“ (E. Mach 1981, S. 459)

Quantitative Vollständigkeit, die quantitativen Naturgesetzen zugrunde liegt, geht über das jeweilige empirische Datenmaterial hinaus. Insofern ist an diesen Gesetzen nicht ihre empirische Bewährtheit mit Hilfe von Daten das Besondere, sondern die vorausgesetzte Vollständigkeit. Gesetze bestimmen das real Mögliche (4). E. Mach schrieb: „Ein Gesetz besteht immer in einer Einschränkung der Möglichkeiten.“ (E. Mach 1968, S. 450) Demnach kann gemäß dieser Auffassung Gesetzeswissen nur dann entstehen, wenn Mögliche eingeschlossen worden sind, denn nun erst sind diese Möglichkeiten auf das real Mögliche einzuschränken. Optimal wäre es, die Möglichkeiten vollständig bestimmen zu können. Quantifizierende Begriffsbildung ermöglicht dies. Wie müßten aber Verfahren aussehen, die bei qualitativer Begriffsbildung Vollständigkeit gewährleisten?

Vergleicht man nun derartige naturwissenschaftliche Gesetze z.B. mit biologischen Taxonomien des Lebendigen, dann sind diese ebenfalls auf empirische Daten bezogen, aber sie sollen nicht über diese hinausgehen. Wenn man z.B. das Konzept des Tieres hat, dann bieten biologische Taxonomien keine Bestimmungsregeln, alle überhaupt denkbaren Tierarten angeben zu können. Biologische Taxonomie hat, wie H. Weyl schrieb, „von vornherein nur die wirklich vorhandenen Gegenstände im Auge“ (H. Weyl 1966, S. 190). Solchen Taxonomien, die auf das empirisch Vorgefundene eingeschränkt sind, fehlen Regeln, welche — wie bei der quantitativen Ordnung — Alternativen systematisch denken lassen, die (noch) nicht empirisch festgestellt worden sind. Die Erforschung dieser Problemlage mag vielleicht helfen, das Theoretisierungsniveau in den Sozialwissenschaften zu erhöhen.

Nun bringen lebendige Prozesse wie Evolutionen und Geschichten Neues hervor. Fische sind nicht bloß quantitativ von Vögeln und Säugetieren verschieden. Ebenso unterscheiden sich Sklaven nicht allein quantitativ von Vasallen oder Lohnarbeitern. Untersucht man biologische Taxonomien (5) daraufhin, wie diese die qualitative Vielfalt erfassen, dann fällt zunächst auf, daß dies mit Hilfe der alten Methode der Sortierung von Begriffen nach Abstraktionsstufen geschieht. Die Termini der Begriffe lassen sich in eine pyramidale oder baumartige Struktur (6) einzeichnen. Geht man von einem Begriff irgendeiner Abstraktionsstufe aus, dann wird der konkretere Begriff nicht mit Hilfe einer Regel gebildet, die die konkreteren Merkmale bestimmt, sondern diese Merkmale werden hinzugefügt. So werden z.B. die Begriffe ‚Weichtier‘ und ‚Ringelwurm‘ nicht aus dem Begriff ‚Tier‘ durch ein besonderes Konkretisierungsverfahren gewonnen, sondern die konkretisierenden Merkmale wie ‚Exoskelett‘ oder ‚Segmentierung‘ werden unabhängig von dem Begriff ‚Tier‘ bestimmt und der Begriff des Tieres wird sodann durch diese Merkmale in verschiedene Richtungen konkretisiert. Wir möchten diese Art der hinzuzufügenden Merkmalsanreicherung „*heterogene Konkretisierung*“ nennen. Dieses Verfahren heterogener Konkretisierung läßt die Begriffsbildung an das jeweilige Stadium empirischen Wissens anbinden. Die überhaupt denkbaren Alternativen sind auf diese Weise nicht zu erschließen. Wollte man also zu Konzepten gelangen, die auch qualitative Alternativen vollständig in tendieren lassen, wäre diese Einschränkung aufzugeben.

Verfahren, die Möglichkeiten vollständig erschließen sollen, erfordern eine Differenzierung innerhalb empirischer Wissensbildung. Denn derartige Verfahren sind nicht mehr an

empirische Daten zu binden, andererseits soll das Verfahren nicht bloß spekulativ sein, sondern sich im Datenbezug bewähren. Die mathematischen Verfahren ermöglichen der Physik, sich auch institutionell in experimentelle und theoretische Physik zu differenzieren. Die Sozialwissenschaften haben ein derartiges Theoretisierungsniveau bisher nicht erreicht. Ja, in manchen Disziplinen, wie in den Geschichtswissenschaften, gibt es Abwehr gegen explizites Theoretisieren (7).

III. Trennung der Datengewinnung von der Theoretisierung

Die vollständigen Möglichkeitsangaben sind jeweils problemrelativ und dadurch eingegrenzt. Vollständige Möglichkeitsangaben erfordern eine deutliche Trennung von empirischer Datengewinnung. Die von spezifischen Orts- und Zeitangaben losgelöste Begriffs- und Urteilsbildung mag man „*Theoretisieren*“ und einen sinnhaften Zusammenhang aus derartig gewonnenen Begriffen und Urteilen „*Theorie*“ nennen.

Wir motivieren hier die Trennung von Theorie und empirischen Daten nicht durch unterschiedliche Begriffe oder Termini, wie etwa R. Carnap, der der Theorie das zurechnen wollte, was in der Beobachtungssprache nicht explizit definierbar sei (Carnap 1959, S. 33), sondern zunächst durch Einbindung von spezifischen Orts- und Zeitangaben. Diese Motivierung wird nun zusätzlich dadurch bestärkt, daß begrifflich-theoretische Verfahren, wenn sie Möglichkeiten vollständig erschließen, dem Zweck nach anders beschaffen sein müssen als Verfahren der Datengewinnung.

Das explizite Einbeziehen des Problems der Begriffsbildung in den Prozeß des Theoretisierens soll dabei einen Bestandteil sozialwissenschaftlicher Theoriebildung stärker betonen, als dies üblicherweise der Fall ist. Denn methodologische Aussagen zur Theoriebildung (vor allem solche von der analytischen Wissenschaftstheorie hergeleiteten) thematisieren zwar auch den Begriffsbildungsprozeß, fassen sich aber vorrangig mit Problemen der Aufstellung, besonders der Prüfung von Hypothesensystemen. In Hypothesen bzw. Gesetze gehen aber nun Begriffe ein, sie werden aus solchen gebildet. Ungenauigkeiten und Ungeläufigkeiten etwa bezüglich der benutzten Begrifflichkeit werden in den Hypothesen bzw. Gesetzen immer wieder auftauchen und dort zu Problemen des Verständnisses führen. Will man Schwierigkeiten dieser Art vermeiden, ist eine kontrollierbare und geklärte Begriffsentwicklung notwendige Voraussetzung für klare und überprüfbare Hypothesensysteme (8).

Die Produktion expliziter Begriffsnetze, wie sie in der Literatur z.B. als „dimensionale Analyse“ (= „Aufstellung eines Begriffssystems der Dimensionen des Sozialen“ (H. L. Zetterberg 1973, S. 105)) bzw. als „Aufstellung eines Begriffsschemas“ als „unverzichtbarer Teil theoretischer Arbeit“ (G. C. Homans 1972, S. 47) gefordert wird, ist *kontrollierbarer* Teil theoretischer Arbeit“ (G. C. Homans 1972, S. 47) gefordert wird, ist *kontrollierter*, jeweilige Begriffe nach Regeln überprüfbar entstehen zu lassen, um sie gegeneinander in ihren Abstraktionsverhältnissen einschätzbar zu machen. Eine solchenmaßen geklärte Begrifflichkeit erlaubt es vermutlich auch erst, das Problem des Theorievergleichs aussichtsreicher anzugehen. Vollständige Möglichkeitsangaben intendierende Begriffsbildung ermöglicht die oben genannte Kontrollierbarkeit, die vorherrschende mehr intuitive Begriffsentwicklung dagegen nicht (9).

Begriffsfarbe, wie sie sich in Definitionsketten äußert, man denke z.B. an M. Webers (1976) „Soziologische Grundbegriffe“ in „Wirtschaft und Gesellschaft“, ist ein Beispiel für Theoretisieren. Doch wer Webers Begriffsbildung durchdenkt, wird immer wieder fragen können, wieso er auf diese Weise definierte, wieso die Begriffsentwicklung diesen und nicht einen anderen Weg nimmt. Weber hat kein Verfahren für seine Begriffsbildung

angegeben, das kontrollieren ließe, ob sie sinnvoll sei oder nicht (10). Sie wurde getragen und gesteuert von seinem enzyklopädischen Datenwissen. Webers Begriffsbildung ist wie die biologische Taxonomie 'datenverfallen', was nicht ausschließt, daß die Daten auch falsch sein können.

Wenn Historiker Ereignisse oder Geologen den Erdaufbau schildern, Meteorologen Wetterkarten zeichnen oder Biologen die Evolution skizzieren, dann theoretisieren sie nicht, denn sie beziehen sich auf bestimmte Orte und Zeiten. Sie gehen aber zumeist weit über empirisch vorhandene Daten hinaus und ergänzen diese, etwa mit Hilfe einer Theorie. Es ist daher sinnvoll, neben dem Theoretisieren und Datengewinnen eine weitere Begriffsbildung und Urteilsbildung sinnhaft abzugrenzen, die man „Darstellen“ nennen mag (11).

IV. Endogenes und exogenes Theoretisieren

Darstellung, Theoretisierung und Datengewinnung (12) sind Subsysteme, die sich im Erkenntnisystem auf dem Niveau dieser Differenzierung beeinflussen. Die Subsysteme sind nicht autark. Begriffe, die in einem Subsystem gewonnen wurden, können in andere transferiert werden. Ergebnisse des einen Subsystems können als falsch eingeschätzt werden, wenn sie Ergebnissen eines anderen nicht in gewisser Weise zuzuordnen sind, etwa beim Erklären und Vorausagen.

Diese Subsysteme sind auch noch von anderen Konstellationen abhängig, etwa Werten und Interessen. Für das jeweilige Subsystem gehören die anderen Subsysteme und Konstellationen zur Umgebung dieses Subsystems. Vollständige Begriffsbildung macht auf ein besonderes Verhältnis der Systeme zu ihren Umgebungen aufmerksam. Wenn ein Kind mit Bauklötzchen spielt, sie türmt, mit ihnen überbrückt usw., dann mag es durch mannigfaltiges Probieren selbst zu Regeln kommen, wie man die Klötzchen handhaben muß, um zu gewünschten Gestalten zu gelangen. Es hätte die Regeln vielleicht auch durch Nachahmung gewinnen können, wobei der Nachahmungsbezug das Spielen andererseits mit Bauklötzchen sein mag, aber auch andere Bezüge, etwa eine Baustelle. Allgemein und abstrakt gefaßt kann man nun definieren: Reguliert man eine Konstellation mit Hilfe von Regeln, die den Kombinationsmöglichkeiten der Konstellation selbst abgewonnen sind, dann sollen diese Regulation und die Regeln „endogen“ heißen. Rühren die Regeln von anderen Konstellationen her, so mögen die Regeln und die Regulation „exogen“ genannt werden. Begriffe zur Datengewinnung, für das Theoretisieren und Darstellen, können auf verschiedenen Abstraktionsstufen liegen. Man kann sehr abstrakt sagen: „Ich sehe dort ein Tier.“ Konkreter könnte es heißen: „Ich sehe dort ein Raubtier.“ Noch konkreter mag man feststellen: „Ich sehe dort einen Löwen“ usw. Darstellen, Datenerfassen und Theoretisieren sind jedoch endogen die gleichen Regeln abgewinnbar: „Ordnung Begriffe nach Abstraktionsstufen!“ (13) Wenn aber Darstellung und Daten dem Sinn oder Zweck nach bestimmte Orte und Zeiten intendieren, dann ist es überflüssig, Begriffe zu bilden, die nicht in die Darstellung oder Daten eingehen können. Regeln für vollständige Begriffsbildung werden also kaum beim Darstellen und der Datenbildung endogen zu gewinnen sein.

Wenn Theoretisieren schwach ausgebildet ist oder gänzlich implizit bleibt, dann läuft es Gefahr, von anderen Subsystemen und Konstellationen her dominiert zu werden. Wenn man z.B. meint, die theoretische Begriffsentwicklung nur in dem Maße entwickeln zu dürfen, wie den Begriffen Daten zugeordnet werden können (14), dann ist das Entscheidungssystem zum Theoretisieren so eingestellt, daß es entscheidet, für die Begriffsentwicklung über deren Ausmaß nicht selbst zu entscheiden, sondern Entscheidungen eines anderen Systems zu folgen, etwa dem Datengewinnungssystem. Ein Entscheidungs-

system, das entscheidet, hinsichtlich bestimmter Probleme nicht selbst zu entscheiden, sondern Entscheidungen anderer Systeme zu folgen, mag man „heteronom“, und ein Entscheidungssystem, das entscheidet, selbst hinsichtlich bestimmter Probleme zu entscheiden, „autonom“ nennen. Autonomes Theoretisieren ist nicht autark: Von anderen Subsystemen können Begriffe, Urteile und Regeln übernommen werden, nur muß das Entscheidungssystem des Theoretisierers selbstverantwortlich die Übernahme entscheiden. In dem Maße, wie Theoretisieren heteronom ist, ist die Suche nach endogenen Regeln behindert. Theoretisieren mittels endogener Regeln (kurz: endogenes Theoretisieren) hängt insofern eng mit autonomem Theoretisieren zusammen. Wenn im folgenden von „endogenem Theoretisieren“ die Sprache ist, soll Autonomie immer mitgemeint sein. Die entsprechende Sprachregelung soll für exogenes Theoretisieren und Heteronomie gelten.

Theoretisieren mag verschiedenste Wege einschlagen. Soll es aus Sinnmangel sich nicht auflösen, bedarf es der Regeln. Fehlen endogene Regeln, müssen exogene gefunden werden. Bei empirischen Wissenschaften liegt es nahe, sofern sie das Theoretisierungsniveau erreichen, aber nicht genügend endogene Regeln für das Theoretisieren besitzen, das Theoretisieren von der Datenbasis her exogen zu regulieren.

Die Suche nach Regeln für qualitative und vollständige Begriffsbildung ist eine Suche nach endogenen Regeln des Theoretisierens. Wird Theoretisieren überhaupt abgelehnt, so wird die Suche nach vollständiger Begriffsbildung hinfällig. Hält man Theoretisieren für entwickelte empirische Wissenschaften für unumgänglich, dann ist die Suche nach derartigen Regeln erst dann zu motivieren, wenn ein Wissen um die Möglichkeit endogener Regulierung des Theoretisierens besteht.

Bedenkt man verschiedene sozialwissenschaftliche Theoretiker, dann wird deutlich, wie die Problemlage des Verhältnisses von exogener zu endogener Regulation des Theoretisierens bewältigt wird. Zwei Beispiele möchten wir kurz andeuten, M. Webers mehr exogene und T. Parsons mehr endogene Position (15).

V. Idealtypische Begriffsbildung als mehr exogenes Theoretisieren

M. Weber bekannte sich explizit zur sozialwissenschaftlichen Theoriearbeit (M. Weber 1968, S. 185 ff.) und zur Differenzierung zwischen Theorie und Geschichtsdarstellung (M. Weber 1968, S. 195). Daß Sozialwissenschaften ein theoretisches Niveau wie Physik erreichen könnten, hielt er nicht für möglich (M. Weber 1968, S. 173 f. und 186 ff.). Wie wollte Weber das Theoretisieren nun geregelt wissen? Der „Glaube an den Wert wissenschaftlicher Wahrheit“ war ihm „Produkt bestimmter Kulturen und nichts Naturgegebenes“ (M. Weber 1968, S. 213). Werte bestimmen als Wertideen auch die Auswahl des Untersuchungsgegenstandes (M. Weber 1968, S. 499). Doch dies ist nur der Rahmen, innerhalb dessen die Theoriearbeit anzusiedeln ist.

Nach Weber besitzen die Wissenschaften von der menschlichen Kultur eine ihnen eigentümliche Begriffsbildung, die oben schon erwähnte idealtypische Begriffsbildung: Der „Idealtypus (...)“ wird gewonnen durch einseitige Steigerung eines oder einiger Gesichtspunkte und durch Zusammenschluß einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr, dort weniger, stellenweise gar nicht, vorhandenen Einzelercheinungen, die sich jenen einseitig herausgehobenen Gesichtspunkten fügen, zu einem in sich einheitlichen Gedankenbilde. In seiner begrifflichen Reinheit ist dieses Gedankenbild nirgends in der Wirklichkeit empirisch vorfindbar“ (M. Weber 1968, S. 191). Wie gewinnt man aber die *Gesichtspunkte*, die die Begriffsbildung regeln?

Für den gleichen Sachverhalt lassen sich nach Weber zahlreiche Idealtypen bilden, etwa für die kapitalistische Kultur, in denen jeder „tatsächlich gewisse, in ihrer Eigenart be-

deutungsvolle Züge unserer Kultur der Wirklichkeit entnommen und in ein einheitliches Idealbild gebracht hat" (M. Weber 1968, S. 192). Werte lassen den Untersuchungsgegenstand auswählen, damit angehören sie auch den Kreis der Werte ein, die dem Untersuchungsgegenstand selbst angehören und die man als Gesichtspunkte für typisierende Begriffsbildung nutzen kann. Es wäre aber ein Fehler, die Bildung von Idealtypen mit der Propagerung von Werten selbst zu verwechseln (M. Weber 1968, S. 196 ff.): „Es gibt Idealtypen von Bordellen so gut wie von Religionen.“ (M. Weber 1968, S. 200)

Idealtypen werden erstens also durch Gesichtspunkte gewonnen, die dem Untersuchungsgegenstand entnommen sind, und sie sind zweitens trotz aller Abweichung vom zu erfassenden Gegenstand nur dann sinnvoll, wenn sie „für die Erkenntnis konkreter Kulturscheinungen in ihrem Zusammenhang, ihrer unsächlichen Bedingtheit und in ihrer Bedeutung“ (M. Weber 1968, S. 193) erfolgreich sind. Das Konzept des Idealtypus ist nicht dazu da, das überhaupt Mögliche zu bestimmen. Das war für Weber nicht realisierbar, denn „das Leben in seiner irrationalen Wirklichkeit und sein Gehalt an möglichen Bedeutungen sind unausschöpfbar, die konkrete Gestaltung der Wertbeziehung bleibt daher fließend, dem Wandel unterworfen in die dunkle Zukunft der menschlichen Kultur hinein“ (M. Weber 1968, S. 213). Da mit jedem sozialen Wandel somit auch unvorhersagbar neue Werte entstehen, sind auch immer wieder neue Idealtypen möglich: „es gibt Wissenschaften, denen ewige Jugendlichkeit beschieden ist, und das sind alle historischen Disziplinen, alle die, denen der ewig fortschreitende Fluß der Kultur stets neue Problemstellungen zuführt. Bei ihnen liegt die Vergänglichkeit aller, aber zugleich die Unvermeidlichkeit immer neuer idealtypischer Konstruktionen im Wesen der Aufgabe“ (M. Weber 1968, S. 206).

Webers Theoretisierungsprogramm für die Bildung von Idealtypen ist ein Beispiel für exogene Theoretisierung. Die Begriffsbildung wird von Gesichtspunkten gelenkt, die dem Untersuchungsgegenstand entnommen sind, dessen Auswahl selbst von Werten bestimmt ist, und sie wird so weit entfaltet, als sie für diese Gegenstandserfassung Erfolg verspricht.

VI. Die AGIL-Funktionen als Grundlage endogener Theoretisierung

Das Spätwerk von T. Parsons ist von einem eigentümlichen Theoretisierungsverfahren geprägt (16). Im Unterschied zu Weber hat Parsons nicht ausführlich in seinen Veröffentlichungen dargelegt, wie dieses Theoretisierungsverfahren zu rechtfertigen sei. Dieses Theoretisierungsverfahren hat Parsons bis zu der letzten, dieses Thema behandelnden Arbeit immer weiter verallgemeinert und abstrahiert, aber nicht die sich hieraus ergebenden Konzeptualisierungsprobleme systematisch thematisiert. Uns geht es hier nur um die Gegenüberstellung zu einer mehr exogenen Theoretisierungsstrategie, wie sie Webers kulturwissenschaftliche Auffassung prägte. Wir erörtern daher nicht die mannigfachen Deutungsprobleme der Theorie von Parsons, sondern heben jenen Aspekt hervor, der die endogene Theoretisierungsstrategie kennzeichnet.

Parsons nahm an, daß alle Handlungssysteme und organischen Systeme, die er als lebendige Systeme faßte, vier Funktionen erfüllen (T. Parsons 1977, S. 111 ff.), die er mit den Buchstaben „A“, „G“, „I“ und „L“ bezeichnete. Jede der Funktionen wird von einem Subsystem ausgeführt. Sind diese Subsysteme ebenfalls lebendige Systeme, dann hat nach Parsons jedes dieser Subsysteme wieder diese vier Funktionen zu erfüllen, für die weitere Subsysteme zuständig seien usw. Ein Beispiel soll das Schema ein wenig mehr verdeutlichen:

In seiner letzten größeren theoretischen Arbeit, die Parsons veröffentlichte, bezog er die AGIL-Funktionen auf ein System, das er „human condition“ nannte (T. Parsons

1978, S. 352 ff.). Dieses System erfülle die vier Grundfunktionen der Anpassung (A), der Zielerreichung (G), der Integration (I) und der Strukturhaltung (L): „Dasjenige Subsystem, welches nach Parsons für Integration sorgt, nannte er „action system“. Wir übergehen die anderen drei Subsysteme — teilic system (L), physico-chemical system (A) und human organic system (G) — und bedenken das action system selbst als lebendiges System, das seinerseits die vier Funktionen erfüllen muß. Das action system untergliedert sich somit in vier Subsysteme. Das social system soll die Funktion der Integration, das cultural system die Funktion der Strukturhaltung, das behavioral system die Funktion der Anpassung und das personality system die Zielerreichungsfunktion erfüllen. Zieht man frühere Veröffentlichungen zu Rate, dann kann man theoretisch in der Untergliederung fortfahren. Das social system wäre etwa in die Systeme economy (A), polity (G), societal community (I) und fiduciary system (L) zu differenzieren (T. Parsons/G. M. Platt 1974, S. 18 ff. und 426 ff.).

Mit Hilfe des Konzeptes der AGIL-Funktionen und des Konzeptes lebendiger Subsysteme ist ohne außertheoretische Mittel ein differenziertes Gebilde aufzubauen. Dieses Gebilde ist noch zu verfeinern, wenn man wie Parsons zwischen den Subsystemen Vermittlungen (Medien) annimmt und die Ausdifferenzierung der Subsysteme verzeitlicht (T. Parsons 1977, Kap. II und III). Die Theoretisierung von Parsons ist extrem endogen. Die Deutungen, die er den theoretisch gewonnenen Konzepten für Subsysteme gibt, sind schwer zu kontrollieren. J. Habermas schrieb u.E. zu Recht, daß die „willkürlichen Zuordnungen“ von Parsons „nicht einmal den Test einfacher intuitiver Überlegungen“ (J. Habermas 1981, S. 370) standhalten. Die endogene Theoretisierung von Parsons hat eine Tendenz zur Autarkie. Es sind zu wenige endogene Regeln, um das umfangreiche Problemgebiet, das Parsons erfassen wollte, theoretisch zu behandeln. Sein Vorgehen würde einer Physik gleichen, die z.B. nur die arithmetischen Operationen der Addition, Multiplikation und Potenzierung kennen würde. Trotz derartiger Einwände ist von Parsons Theoretisierung hinsichtlich der Problemlage vollständiger Begriffsbildung zu lernen.

VII. Kreuztabellierung

Theoretisierungsprogramme wie das von M. Weber verhindern, daß die Suche nach Möglichkeiten vollständiger Begriffsbildung in den Sozialwissenschaften für sinnvoll erachtet werden kann. Sie schaffen keine Motivbasis, die Phantasie in diese Richtung freisetzen könnte. Und gerade die so frustrierende Theoriearbeit bedarf begründbarer motivationaler Ressourcen, um nicht Pseudolösungen und Vorurteilen zu verfallen.

Das Theoretisierungsprogramm von Parsons erweckt dagegen die Hoffnung, vollständige qualitative Begriffsbildung sei in den Sozialwissenschaften möglich. Diese Hoffnung wird bestärkt durch die Annahme von Parsons, die AGIL-Funktionen seien nicht zu erweitern und insofern vollständig. Gegenüber R. Merton betonte Parsons z.B., daß „he has never seriously attempted to achieve theoretical closure of the set of primary function of a social system. I have attempted to do so in the four-function paradigm“ (T. Parsons 1977, S. 111). „Für viele mag Parsons' Theorie Wirklichkeit kaum noch zu treffen und die Rigidität seines Theoretisierens eine vorbereitete Abneigung gegen endogenes Theoretisieren stabilisieren. Aber das Problem der vollständigen Begriffsbildung ist zu grundlegend, als daß man sich von solchen Einwänden, die u.E. richtig sind, bormieren lassen dürfte.“

Welches Theoretisierungsverfahren gab Parsons die Hoffnung, die AGIL-Funktionen seien abgeschlossen, nicht zu erweitern, also vollständig? Auch bei der folgenden Erörterung sehen wir von Deutungsproblemen und der Veränderung der Schemata durch zu-

nehmende Abstraktion und Generalisierung im Laufe der Zeit durch Parsons ab und konzentrieren uns nur auf den für diese Arbeit relevanten Gedanken der Vollständigkeit. Parsons gliederte die Konzepte der AGIL-Funktionen in eine Kreuztabelleierung ein. Kreuztabelleierung kombiniert Merkmale miteinander. Sie ist ein spezifisches kombinatorisches Verfahren. Parsons unterschied hinsichtlich lebendiger Systeme zwischen einem einerseits externalen und internalen und andererseits zwischen einem instrumentalen und einem vollendenden (consummatory) Aspekt. Den jeweiligen Kombinationen dieser Aspekte ordnete er die AGIL-Funktionen zu:

	Instrumental	Consummatory
Internal	L	I
External	A	G

Geht man von den Merkmalen wie ‚external‘ und ‚internal‘ sowie ‚instrumental‘ und ‚consummatory‘ aus, dann sind diese Paare in der Tat nur auf die vier Weisen kombinierbar. Die Kombination ist vollständig. Parsons konnte insofern ein Vollständigkeitsbewußtsein haben. Ob dieses allerdings über die Merkmalskombination hinaus auch auf das Konzept der AGIL-Funktionen zutrifft, wird als Problem erst deutlich, wenn man die Kreuztabelleierung auf andere Konstellationen überträgt, um deren Leistungsfähigkeit zu testen.

Wir wollen die Problemlage am Beispiel von arithmetischen Verhältnissen diskutieren. Man nehme zwei Zahlen für die eine Achse, etwa 12 und 24, und zwei weitere für die andere, etwa 3 und 4:

	12	24
3		
4		

Was in den leeren Kästchen stehen soll, ist keineswegs bestimmt. Angenommen, es sollten dort nur Zahlenangaben zu finden sein, selbst dann wäre nicht eindeutig, was zu notieren wäre. Man könnte 12 und 3 addieren, multiplizieren, potenzieren usw. Das Beispiel macht deutlich, daß das kombinatorische Verfahren der Kreuztabelleierung offen läßt, wie die Merkmale, die in den Kästchen zu finden sind, gewonnen werden können.

Die Kombinatorik derartiger Kreuztabelleierung läßt also vollständige Berücksichtigung nur der angegebenen Merkmale erhoffen. Wenn aber Kombinatorik zur Vollständigkeit verhelfen soll, wäre die Kreuztabelleierung in dieser Gestalt kein hinreichendes kombinatorisches Verfahren.

Dieses Ergebnis stimmt mit der Position von Parsons überein, der annahm, daß „with increasing complexity (...) successively new emergent properties“ (T. Parsons 1968, S. 765) erscheinen. Emergent Neues ist nicht durch kombinatorische Verfahren direkt erfassbar. Würden die Merkmale in den Kästchen durch regelgeleitetes Kombinieren aus den Merkmalen der Achsen gewonnen, wären die Eigenheiten der durch die Merkmale

der Kästchen erfaßten Systeme nicht emergent neu. So soll z.B. das „human action system“ nach Parsons „a newly emergent level in the evolution of living systems“ (T. Parsons 1978, S. 379) sein.

VIII. Zwischenbetrachtung

Die bisherigen Erörterungen lassen deutlich werden, daß das Problem der vollständigen Begriffsbildung an Grundfragen von Weltbildern (17) führt.

Vollständige Begriffsbildung erfordert Trennung der Theorie von Daten und Darstellung. Theoretisieren mußte endogene Regeln besitzen, die Möglichkeiten denken lassen, deren Einschränkung zu Gesetzeswissen führen mag. Begriffskombination mag diese Möglichkeiten erschließen. Doch wie ist Begriffskombination zu bewerkstelligen?

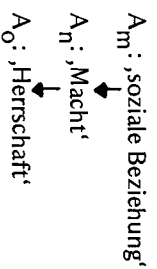
Bloße Kreuztabelleierung hilft nicht weiter. Kombinatorische Literatur der Mathematik regt zuweilen an, aber für die spezifischen Problemlagen sozialwissenschaftlicher Theoriebildung wäre ein Zusammenspiel mit kombinatorischer Mathematik erst herzustellen. Sozialwissenschaftliche Theoretiker müssen hier selbst Regeln erfinden und zur Diskussion stellen (18). Ja, das bewußte eigenverantwortliche Theoretisieren wäre allererst zu trainieren, denn noch immer gilt die Feststellung N. Luhmanns: „Lieber flüchtet man unter die Fittiche der Klassiker, die prinzipiell endlose Möglichkeiten der Interpretation und damit einen Schutz gegen Gedanken- und Arbeitslosigkeit zu bieten scheinen.“ (N. Luhmann 1981, S. 5) Das weit verbreitete exegetische Theoretisieren ist exogen. Hiermit wollen wir nicht für Traditionsabbruch und egozentrisches Draufloschtheoretisieren plädieren. Auch das exegetische Theoretisieren ist Ausdruck für fehlende endogene Regeln. Parsons' Theoretisieren mag davor warnen, Pseudoregeln zu folgen, die (unbefriedigendes) endogenes Theoretisieren versprechen.

Neben Datenwissen, insbesondere auch aus eigener Erfahrung, und historischen Darstellungen kann Theorieexegese unter der Idee der Suche nach vollständiger Begriffsbildung Anregung zur Erfindung endogener Regeln des Theoretisierens bieten. Klassikertexte sind dann gleichsam ein Medium, gehen zu lernen. Als einen derartigen Gehversuch zur Erkundung der Möglichkeiten vollständiger Begriffsbildung mag man die abschließenden Überlegungen nehmen. Als Diskussionsmaterial nutzen wir Webers Herrschaftsbegriff.

IX. Hypertaktische, parataktische und hypotaktische Vollständigkeit

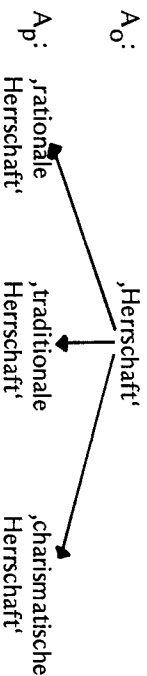
„Herrschaft“ definierte M. Weber als „Chance, für einen Befehl bestimmten Inhalts bei angebbaren Personen Gehorsam zu finden“ (M. Weber 1976, S. 28). Der Herrschaftsbegriff war für Weber eine Spezifikation von ‚Macht‘: „Der Begriff ‚Macht‘ ist soziologisch amorph. Alle denkbaren Qualitäten eines Menschen und alle denkbaren Konstellationen können jemand in die Lage versetzen, seinen Willen in einer gegebenen Situation durchzusetzen. Der soziologische Begriff der ‚Herrschaft‘ muß daher ein präziserer sein und kann nur die Chance bedeuten: für einen Befehl Fügbarkeit zu finden.“ (M. Weber 1976, S. 28 f.) Der Begriff ‚Macht‘ war demnach für Weber abstrakter und allgemeiner als der Herrschaftsbegriff. Weber definierte ‚Macht‘ als ‚Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht“ (M. Weber 1976, S. 28). Der Begriff der sozialen Beziehung ist also noch abstrakter. Weber hat ihn an früherer Stelle definiert: „Soziale ‚Beziehung‘ soll ein seinem Sinngehalt nach aufeinander gegenseitig eingestelltes und dadurch orientiertes Sichverhalten mehrerer heißen.“ (M. Weber 1976, S. 13).

Geht man von dem Begriff ‚Herrschaft‘ aus, kann man zunächst drei Abstraktionsstufen (A) unterscheiden:



Die Pfeile sollen andeuten, daß die Merkmale der einen Abstraktionsstufe in den Begriff der anderen Abstraktionsstufe eingehen.

Weitere Abstraktionsstufen lassen sich bei Weber finden. Wir brechen hier ab und fragen in die andere Richtung weiter. Weber unterschied nach Legitimitätsansprüchen drei ‚reine Typen legitimer Herrschaft‘ (M. Weber 1976, S. 124): rationale, traditionale und charismatische (M. Weber 1976, S. 124). Der Begriff ‚Herrschaft‘ läßt sich somit in verschiedene Richtungen konkretisieren:



Hat Weber mit diesen drei Typen wirklich Alternativen erfaßt? Oder sind nur rationale und traditionale Herrschaft echte Alternativen, wie K. Allerbeck (1982, S. 670) meinte? Wie läßt sich kontrollieren, daß echte Alternativen vorliegen? Wie kann man überprüfen, ob alle Alternativen angegeben worden sind (Vollständigkeitsproblem)? Schließlich: Was sind Alternativen?

Die Gliederung der Begriffe nach Abstraktionsstufen ist hier zunächst grob und intuitiv. Dennoch erlaubt sie eine vorläufige Orientierung und ermöglicht weiteres Klären. Es gibt vermutlich Stufen der Klärung, die aufeinander aufbauen. Das Vollständigkeitsproblem läßt sich auf der hier gewonnenen Stufe nun unterteilen.

In der Quantifizierung hat man ein Vervollständigungsverfahren. Zusammengesetzte quantifizierbare Begriffe haben demnach mehrere Vollständigkeitsbereiche. Der Begriff ‚Geschwindigkeit‘ besitzt z.B. als Merkmale die Dimensionen ‚Zeit‘ und ‚Länge‘ mit ihren jeweiligen quantitativen Vollständigkeitsbereichen. Sollte es Verfahren geben, die qualitative Vollständigkeit ermöglichen, dann wären bei Begriffen mit mehreren Merkmalen ebenfalls mehrere Vollständigkeitsbereiche zu bestimmen. Man kann also zunächst zwischen den Vollständigkeitsbereichen der einzelnen Merkmale und der vollkommenen Vollständigkeit zu dem Begriff als einer Gesamtheit aus diesen Merkmalen unterscheiden.

Da nun in den Sozialwissenschaften die Begriffe auf verschiedenen Abstraktionsniveaus ansiedelbar sind, ist es sinnvoll bezüglich eines Begriffs, etwa ‚Herrschaft‘, weitere Vollständigkeitsformen auseinanderzuhalten.

Besteht das Problem, hinsichtlich eines Begriffs Vollständigkeitsbereiche auf konkreter Stufe herzustellen, dann soll von ‚hypotaktischer Vollständigkeit‘ die Sprache sein. Ob z.B. ‚rationale Herrschaft‘, ‚traditionale Herrschaft‘ und ‚charismatische Herrschaft‘ zu dem Begriff ‚Herrschaft‘ hypotaktisch vollständig sind, ist eine offene Frage. Quantifizierung verschafft hypotaktische Vollständigkeit. Sollen zu einem Begriff die Alternativen voll-

ständig bestimmt werden, so sollen die so ermittelten Vollständigkeitsbereiche „parataktisch“ heißen. Wird dagegen nach abstrakteren Begriffen gefragt, z.B. ‚Macht‘, die in den konkreteren Bezugsbegriff, etwa ‚Herrschaft‘, als Merkmale eingehen, und sollen deren Alternativen vollständig angegeben werden, dann mögen die so gewonnenen Vollständigkeitsbereiche „hypertaktisch“ heißen. Die Begriffe und Merkmale zu jeweiligen Vollständigkeitsbereichen sollen entsprechend ebenfalls „hypotaktisch“, „parataktisch“ und „hypertaktisch“ genannt werden.

X. Existenzkombinatorik

Für die folgenden Erörterungen nutzen wir weiterhin als Ansatz und Bezug Webers Herrschaftsbegriff. Zunächst möchten wir auf einfachste Weise ein Beispiel für eine vollständige hypotaktische Begriffsbildung entfallen.

Nach Weber wird bei dem „formal gleichberechtigten Tauschvertrag auf dem Arbeitsmarkt (...) die Arbeits- und Amtsstellung freiwillig eingegangen und verlassen, die Militärdienstpflicht aber“ (M. Weber 1976, S. 543) nicht. Bei Sklaven dagegen sei das Verhältnis „unfreiwillig“ und der Unterworfenen stehe normalerweise in einem „unlöslichen reinen Autoritätsverhältnis“ (M. Weber 1976, S. 543). Weber deutet in dem hier zitierten Zusammenhang die Regulation des Eintritts und Austritts in eine soziale Beziehung als eine Herrschaftsbeziehung an. Auch an anderer Stelle bedachte er die Eingangsregulation, indem er die Eintrittsregulation eines Leiters und seines Verbandsstabes wie folgt definierte: „Autokephalie bedeutet: daß der Leiter und der Verbandsstab nach den eigenen Ordnungen des Verbandes, nicht, wie bei der Heterokephalie, durch Außenstehende bestellt wird.“ (M. Weber 1976, S. 27)

Von derartigen Äußerungen kann man sich zu einem systematischen Konzept anregen lassen. 1. Gegeben sei eine soziale Beziehung. 2. Es werde reguliert, wer die Positionen der Beziehung einnehme (*Eingangsregulation*) und wer sie verläßt (*Ausgangsregulation*). Träger dieser Regulationen können die aktuellen oder potentiellen Positionsinhaber sein oder gänzlich Außenstehende. Dieses Konzept ist insofern äußerst abstrakt, als es für soziale Beziehungen überhaupt gedacht ist. Da hier aber Herrschaftsbeziehungen erörtert werden sollen, ist das Konzept auf diese hin zu konkretisieren.

Wir vereinfachen die Problemlage und gehen von der Position eines Herrschaftssenders, dessen Träger (HS) Befehle im Sinne Webers gibt, und der Position eines Herrschaftsempfängers, dessen Träger (HE) gehorcht, aus. Potentielle oder aktuelle Herrschaftssender oder Herrschaftsempfänger mögen jeweils Eingang oder auch Ausgang regulieren. Von diesen Möglichkeiten bedenken wir nun eine konkretere.

Es soll sich um die Ausgangsregulation des Trägers der Position des Herrschaftsempfängers (HE) handeln, der selbst an der Regulation beteiligt sein kann (+) oder nicht (-). Ebenfalls mag der Träger der Position des Herrschaftssenders (HS) regulieren (+) oder nicht (-):

Tafel 1: Möglichkeitsfeld der Ausgangsregulation bei zwei Trägern

HS	HE
+	+
+	-
-	+
-	-

Dieses kombinatorische Verfahren ist äußerst einfach, weil nur erwogen wird, welche der angegebenen Konstellationen existieren mögen oder nicht. Eine Kombinatorik, in der erwogen wird, ob angegebene Konstellationen existieren können oder nicht, soll „Existenzkombinatorik“ heißen (19). Eine Existenzkombinatorik kann man schon anwenden, wenn die benutzten Begriffe intuitiv sind und selber nicht mit Hilfe von Vollständigkeitsverfahren erzeugt worden sind. Doch birgt dies auch Gefahren. So wie man mit Statistik allerlei Unsinn treiben kann, auch wenn die Rechnung stimmt, kann Kombinatorik zur Pseudovollständigkeit führen, die keinen Sinn ergibt.

Will man die Existenzkombinatorik eindeutig halten, ist die zusätzliche Regel zu befolgen, daß den negativen Fällen nicht verschiedene positive Fälle zugeordnet werden dürfen (*Eindeutigkeitsregel*). Ohne die Eindeutigkeitsregel könnte man der letzten Zeile der Tafel 1 den positiven Fall zuordnen, daß Außenstehende, die nicht an der Befehlsbeziehung beteiligt sind, den Ausgang regulieren. Wollte man auf diese Weise vorgehen, wären Außenstehende auch bei den anderen negativen Fällen zu berücksichtigen. Das mag man aber nicht beabsichtigt haben. Folgt man der Eindeutigkeitsregel und will die Möglichkeit nicht fortlassen, daß Außenstehende (A) auch regulieren, dann ist dieses Konzept explizit in die Existenzkombinatorik einzubringen:

Tafel 2: *Möglichkeitfeld der Ausgangsregulation bei drei Beteiligten*

HS	HE	A
+	+	+
+	-	+
-	+	+
-	-	+
+	+	-
+	-	-
-	+	-
-	-	-

Derartige Existenzkombinatoriken (1. Stufe) mit ihren Möglichkeitefeldern können selbst Ausgang für weitere Existenzkombinatoriken (2. Stufe) sein, die Möglichkeits-spielräume erschließen. Wir erörtern diese Möglichkeit mit Hilfe der Tafel 3. In herrschaftlichen Lohnarbeitsverhältnissen mögen der Herrschaftssender als Arbeitgeber, der Lohnarbeiter oder beide zugleich kündigen. Die ersten drei Zeilen kommen somit vor (Spalte 1). Bei bestimmten Beamten darf allein der Beamte als Herrschaftsempfänger normalerweise kündigen (Spalte 2). Bis zum 11. Jahrhundert konnte in Mitteleuropa ein Lehnsvasall nur im Einverständnis mit seinem Herrn das Lehnverhältnis auflösen (Spalte 3). Servile wie Sklaven und frühmittelalterliche Hörige hatten überhaupt kein Kündigungsrecht, aber der Herr konnte sie aus ihren Servilitätsverhältnissen entlassen (Spalte 4).

Tafel 3: *Möglichkeitsspielräume für Kündigungen*

HS	HE	1	2	3	4
+	+	+	-	+	-
+	-	+	-	-	+
-	+	+	+	-	-
-	-	-	-	-	-

Es lassen sich 16 Spalten unterscheiden, von denen aber nicht alle sinnvoll sind. Die vier ange deuteten Fälle machen die Hoffnung plausibel, daß derartige Kombinatoriken schon zu brauchbaren Unterscheidungen führen. Doch die angeführten Beispiele wie Lohnarbeit oder Sklaverei sind durch die jeweiligen Spielräume nicht hinreichend bestimmt. Dazu ist die Kombinatorik noch zu abstrakt. Wollte man „Lohnarbeit“ bestimmen, müßte man weitere Merkmale angeben. Wenn sich aber mit dieser Kombinatorik, die Vollständigkeit ver bürgt, Sklaverei von Lebensverhältnissen und diese wieder von Lohnarbeit unterscheiden lassen, dann ist sie grundlegend. Sie ist grundlegend wegen ihrer Abstraktheit. Aber für die Unterscheidungen auf dieser Abstraktionsstufe besitzen wir keine Worte. Wie sollte man die jeweiligen Spielräume bezeichnen? Diese Sprachlosigkeit macht zugleich bewußt, daß trotz der grundlegenden wissenschaftlichen Relevanz auf dieser Abstraktionsstufe nicht systematisch Theorie entwickelt wird. Es wäre so, als würde man in der Physik zwar Geschwindigkeiten der Planeten, des Wassers, von Steinen usw. kennen, aber nicht den abstrakt-allgemeinen Begriff „Geschwindigkeit“.

XI. Beziehungskombinatorik

Wendet man Existenzkombinatorik isoliert an, dann bleiben die benutzten Begriffe im Dunkeln. Pseudokombinatorik ist kaum zu verhindern. Will man die benutzten Begriffe klären, dann ist ein Mittel hierfür, sie von Alternativen abzugrenzen. Am Beispiel des Merkmals ‚Gehorsam‘ des Begriffes ‚Herrschaft‘ möchten wir diese Problemlage kurz erörtern. Die Erörterung steht unter der parakritischen Fragestellung, die hier nicht voll zu beantworten ist, Alternativen zum Herrschaftsbegriff anzugeben.

Nach Weber soll „Gehorsam“ „bedeuten: daß das Handeln des Gehorchenden im wesentlichen so abläuft, als ob er den Inhalt des Befehls um dessen selbst willen zur Maxime seines Verhaltens gemacht habe, und zwar lediglich um des formalen Gehorsamsverhältnisses halber, ohne Rücksicht auf die eigene Ansicht über den Wert oder Unwert des Befehls als solchen“ (M. Weber 1976, S. 123). Diese Umschreibung läßt sich durch eine andere Textstelle ergänzen, wo man lesen kann, daß das Handeln der Befehlsempfänger „so abläuft, als ob die Beherrschten den Inhalt des Befehls, um seiner selbst willen, zur Maxime ihres Handelns gemacht hätten (‚Gehorsam‘)“ (M. Weber 1976, S. 544).

Weber hat den Begriff des Gehorsams nicht systematisch entwickelt. Will man Alternativen zu ihm erzeugen, dann ist ein Verfahren anzugeben, denn ohne ein derartiges Verfahren besteht keine Möglichkeit festzustellen, ob eine Alternative vorliegt. Sind ‚Autismus‘, ‚Widerstand‘, ‚Egozentrik‘, ‚Autonomie‘, ‚Anarchie‘, ‚Einsiedlerum‘, ‚Tausch‘, ‚Hilfe‘ usw. Alternativen zu Gehorsam? Derartige Beispiele verdeutlichen die Problemlage. Webers Angaben sind zu ungeklärt, um Alternativen bestimmen zu können. Abstrakte Begriffe sind zu bilden. Hiermit verließ man aber Webers Begriffswelt. Webers Begrifflichkeit soll aber weiterhin Bezug bleiben.

Wir entnehmen den Äußerungen über Gehorsam u.a. auch folgendes Verhältnis: Wenn jemand gehorcht, dann entscheidet oder (allgemeiner:) *eligiert* (20) er nicht selbst, sondern führt durch oder *realisiert*, was andere *eligiert* haben. An dieser Überlegung können wir versuchen, Merkmale so hervorzuheben, daß sie sich kombinieren lassen: Gegeben seien Träger von Realisationen und Träger von Elektionen. Die einzelnen Elektionen sollen nicht über mehrere Träger hinweglaufen. Jede Realisation bedarf einer Elektion, ob als ausgefeilte Entscheidung oder mehr automatisiert. Die Elektion kann nun in dem Träger der Realisation liegen oder in einem anderen Träger. Liegt die Elektion in einem anderen Träger, muß das Eligierte (etwa der Inhalt des Befehls) dem Realisierenden

(etwa dem Gehorchenden) übermittelt werden; in diesem Fall soll von „heterogener *Elektron*“ die Sprache sein. Wird innerhalb des Realisationssträgers die Realisationsintention eligiert, dann soll diese Beziehung „*autogene Elektron*“ heißen.

Man kann über Entscheidungen entscheiden, etwa in dem man eligiert, daß andere hinsichtlich einer Realisation eligieren. Elektronen lassen sich auf diese Weise aufeinander beziehen. Sie mögen etwa Netze mit mannigfachen Verzweigungen bilden. Wir werden hier nur einfachste Möglichkeiten erwägen: Welche Möglichkeiten gibt es, autogene Elektron (a) und heterogene Elektron (h) aufeinander in dem angeedeuteten Sinn zu beziehen, wenn man von zwei Elektronen ausgeht? Diejenige Elektron, die eine andere eligiert, soll „*Metaelektron*“ heißen. Ein Pfeil soll dieses Verhältnis ausdrücken, wobei am Pfeilanzfang das Zeichen für die Metaelektron steht:

$$\begin{array}{l} a \rightarrow a \\ a \rightarrow h \\ h \rightarrow a \\ h \rightarrow h \end{array}$$

Tafel 4: *Möglichkeitsfeld aufeinander bezogener autogener und heterogener Elektronen*

Welcher der vier Fälle könnte Gehorsam ansatzweise bestimmen lassen? Wenn jemand selbst eligiert, entscheidet, selbst zu eligieren, dann kann hinsichtlich der zugehörigen Realisation kein Gehorsam vorliegen (1. Zeile). Man könnte diese Beziehung als „personal *autonom*“ bezeichnen. Eligiert jemand hinsichtlich einer Realisation, nicht selbst zu eligieren, dann mag schon eher eine Voraussetzung für Gehorsam bestehen. Vielleicht ist der Ausdruck „personale *Heteronomie*“ für diese Beziehung sinnvoll (2. Zeile). Wenn ein Kind von jemandem aufgefordert wird, sich selbst zu beschäftigen, zu spielen, und das Kind nun fragt, was es denn spielen solle, und es zur Antwort erhält, daß es selbst entscheiden solle, dann liegt in der letzteren Beziehung eine Metaheteroelektron vor, die eine Autoelektron bestimmt (3. Zeile). Auch diese Möglichkeit ist nicht Grundbestand von Gehorsam hinsichtlich der spezifischen Realisation (Spielen), denn das Kind eligiert die Weise des Spielens selbst. Wollte man die Metaheteroelektron als Gehorsam auffassen, dann müßte man schon die einfache Heteroelektron als Gehorsamsgrundlage nehmen. Wenn aber das Gehorsamsverhältnis nicht bloße Übernahme ist, sondern hergestellt oder „gemacht“ ist, wie Weber formulierte, dann ist mindestens eine doppelte Elektron zu unterstellen. Widerstreben gegen die Übernahme ist ebenfalls nur von einer Metaelektron her verständlich. Da in Webers Machtdefinition Widerstreben einbezogen ist, wäre auch diese Problemlage zu berücksichtigen. Wenn aber Widerstreben allein als Ausdruck von Autoelektron konzeptualisiert werden kann, bliebe bloß die zweite Zeile (a \rightarrow h) Grundlage für die Erfassung von Gehorsam, denn die letzte Zeile ließe in dieser einfachen Gestalt keine Interpretation für Widerstreben zu.

Doch vielleicht sollte man die Kombinatorik erweitern und eine zusätzliche Metaelektron einführen. Angenommen, die zweite Zeile (a \rightarrow h) sei geeignet, Gehorsam zu erfassen, wie steht es dann um das bewußte Entscheiden für Gehorsam? Wird dann nicht dieses Verhältnis selbst insgesamt eligiert: (a \rightarrow (a \rightarrow h)) (21)? Denkt man diese Möglichkeit kombinatorisch weiter, dann ergeben sich acht Möglichkeiten. Wir unterlassen die Erörterung, da es uns hier nur um ein Beispiel für eine vollständige Begriffsbildung mit Hilfe einer Beziehungskombinatorik geht.

Angenommen, „Gehorsam“ sei als Heteronomie definierbar, die von anderen Trägern reguliert wird, dann würden die oben angegebenen Kombinationen (Tafel 4) Alternati-

ven zu Heteronomie (a \rightarrow h) und somit auch zu Gehorsam und Herrschaft bestimmen. Hinsichtlich des Merkmals ‚Heteronomie‘ erzeugte diese Beziehungskombinatorik eine paraktische Vollständigkeit. Aus abstrakteren Begriffen („autogene Elektron“, „heterogene Elektron“) wurden mit Hilfe einer Beziehungskombinatorik konkretere Begriffe hergestellt. Vollständigkeit ist vermutlich nur mit Hilfe abstrakterer Begriffe als denen des Vollständigkeitsbereiches und einem kombinatorischen Verfahren zu erreichen. Konkretion ist somit nicht mehr heterogen, sondern autogen. Die Abstraktionsstufen stehen dann nicht mehr in einem bloßen Subsumtionsverhältnis, bei dem von Konkretionsstufe zu Konkretionsstufe heterogene Merkmale hinzukommen, sondern sie gehen nach Regeln auseinander hervor. Form und Inhalt werden hierdurch gleichsam ‚dialektisch‘ vermittelt. Je unklarer die abstrakteren Begriffe sind, um so unmöglicher wird eine derartige endogene Theoriearbeit.

Bedenkt man Webers Begriffsbildung vor dem Hintergrund kombinatorischer Begriffsbildung, dann werden deren Unklarheiten bestimmbar. Würde man aber die in dieser Arbeit benutzten Kombinatoriken vor dem Hintergrund einer vom Abstrakten zum Konkreten kombinatorisch aufsteigenden und ausgearbeiteten Theorie bedenken, würden deren Unklarheiten ebenso erfäßbar werden. Der Sinn für vollständige Begriffsbildung erschließt somit Ideen zur endogenen Verbesserung des Theoretisierens, deren Fruchtbarkeit sich im Zusammenspiel von Datenbildung und Darstellung bewähren mag.

ANMERKUNGEN

- (1) Vgl. zu dieser Thematik W. Loth 1987.
- (2) Erste institutionalisierte Ansätze zur Bearbeitung dieser Forschungsproblematik sind inzwischen schon weitgehend verstanden: die Theorienvergleichsdebatte war nur Episode. Indiz dafür, daß hier aber weiterhin ein Klärungsbedarf besteht, mögen die immer wieder auftauchenden Klagen über zersplitterte und zerfaserte Theorie-Diskussionen sein. Vgl. W. Borß/H. Hartmann 1985, S. 9, 11 f.; M. Wehrspann 1985, S. 11; J. W. Falter/G. Göhler 1986, S. 132. Zur grundsätzlichen Relevanz von Theoriealternativität und -vergleich vgl. ausführlicher H. F. Spinner 1980 und W. Loth 1987.
- (3) Es soll mit der Formulierung offen bleiben, ob man Anhänger des aktuell Unerrlichen in der Mathematik ist oder nur potentiell Unerrliches für sinnvoll erachtet.
- (4) Vgl. G. Gutzmann 1980, S. 130 ff. sowie 144.
- (5) Vgl. E. Mayr 1975.
- (6) Ausführlich zu dieser Denkform vgl. H. Leisegang 1951, S. 208 ff.
- (7) Vgl. hierzu J. Rüsen: „Theorie“ hat keine traditionell vorgegebene und allgemein akzeptierte Stellung im arbeitsteiligen Betrieb historischer Forschung.“ (J. Rüsen 1974, S. 229).
- (8) Siehe dazu R. Mayntz 1983, S. 10 f., 13; W. Herzog 1984, S. 33 f.; G. Sartori 1984, S. 28.
- (9) Ein ähnliches Theoriebildungsverfahren könnte man auch bei N. Luhmann vermuten. Er organisiert den Theorieaufbau mittels seiner funktionalen Methode nach Problem-Problemsubsequenzen, die man als Abstraktionsebenen auffassen kann (vgl. N. Luhmann 1984, S. 32 f., 1987, S. 41 f.). Luhmanns explizite Analogisierung von funktionaler Methode mit Mathematik (1984, S. 83) mag so etwas wie Vollständigkeitsansprüche suggerieren sollen. Aus Luhmanns eigenen Aussagen ist aber erschießbar, daß die Methode Vollständigkeit nicht erreichen kann (vgl. 1984, S. 233; 1980, S. 43). Diesbezügliche Kritik an seiner Theoriebildungsmethode, die auf das Problem der aus der fehlenden Vollständigkeit resultierenden Willkürlichkeit der Abstraktionsebenenkonstruktionen abhebt, weist Luhmann zurück mit dem Argument: Wenn „bei einem derart pragmatischen Vorgehen Erkenntnis gewonnen werden können, spricht das nicht gegen das Vorgehen, sondern gegen die Bedenken“ (1978, S. 108 f.). Dieser Einwand zeigt eine deutliche Nähe zur oben kritisierten erfolgsorientierten neuzeitlichen Wissenschaftsauffassung, die wir mit unserem Ansatz gerade zu kritisieren trachten.
- (10) In diese Richtung geht auch die Kritik von A. Walthor an Weber: dieser habe „keine von den Zufälligkeiten und Selbsttäuschungen des ‚Erfolges‘ ... unabhängige Kriterien für die Richtigkeit von Begriffsaufstellungen“ (1926, S. 56) geliefert.
- (11) Ein anschauliches Beispiel für die Gewinnung von Darstellungswissen, das über die Daten hinausgeht, gibt E. Bernheim 1908, S. 613 ff.
- (12) Diese Einteilung dient hier nur der vorläufigen Orientierung und impliziert keine Vollständigkeitsansprüche.

- (13) Die Regel, Begriffe bzw. Urteile nach Abstraktionsstufen zu ordnen, ist in der Literatur zur sozialwissenschaftlichen Theoriebildung häufiger zu finden: J. Hage 1972, S. 118 – 120 sowie 151; H. M. Blalock 1969, S. 144 – 147; P. D. Reynolds 1971, S. 50. Theoriegeschichtlich kann man dies bezüglich bei K. Marx anknüpfen, der die „Methode vom Abstrakten zum Konkreten aufzusteigen“ (K. Marx 1974, S. 22) programmatisch vertrat. Wie weit Marx diese Programmatik „des abstrakten Denkens, das vom Einfachsten zum Kombinierten aufsteigt“ (K. Marx 1974, S. 23) in seiner Theoriearbeit, speziell bei der Konzeptualisierung des Klassenbegriffs, angewandt hat, dazu vgl. R. Greshoff 1985.
- Wir kennen aber keine methodologische Literatur, die vollständige Begriffsbildung im kombinatorischen Sinne fordert; für diese sind Definitionsketten unabhängige Voraussetzung, aber selbst die Forderung nach Definitionsketten ist selten genug anzutreffen (vgl. z.B. P. D. Reynolds 1971, S. 46 ff. sowie 64; auch G. Sartori 1984, S. 44).
- (14) Als Beispiele für datenorientierte Theoriebildung siehe B. G. Glaser/A. L. Strauss 1967, S. 28 und 262; H. M. Blalock 1969, S. 8 sowie A. L. Stinchcombe 1968, S. 12.
- (15) Mit Bezug auf neuere Weber-Forschungen mag man einwenden, daß Weber und Parsons nicht gemeinsam unter dieser Problemstellung behandelt werden können, da heutige Soziologie einen ganz anderen Typ repräsentiert als die Webersche, die als Wirklichkeitswissenschaft konzipiert worden sei (vgl. W. Hennis 1984, S. 12; F. Tenbruck 1986, S. 27, 29). Soweit in diesen Fragen bei Webers oft nur Andeutung bleibenden Aussagen überhaupt eine Klärung erzielt werden kann, gehen wir von der These aus, daß Weber nicht Soziologie, sondern die Sozialwissenschaft, die bei ihm zur Kategorie der Kulturwissenschaften gehört, als Wirklichkeitswissenschaft verstanden hat. Kulturwissenschaft impliziert bei Weber verschiedene Teildisziplinen, z.B. Soziologie (Theorie) und Geschichtswissenschaft (Darstellung). In dieser Position, Typenbegriffe und generelle Regeln des Geschehens bildend, erfüllte Soziologie Mittel-Funktionen für den Zweck Kulturwissenschaft, und in dieser Referenz und den ihr entsprechenden Zielsetzungen kann man sie durchaus mit heutigen Soziologien parallelisieren. Daß letztere nicht (mehr) in ein umfassendes Sozialwissenschaftskonzept integriert sein mögen, ist ein anderes Problem (vgl. M. Weber 1968, S. 165, 175 ff., 178 ff.; 1976, S. 9).
- (16) Vgl. W. Loh 1980 b.
- (17) Vgl. W. Loh 1980 a, S. 92 – 97.
- (18) Vgl. auch D. G. Wagner 1984, S. 133 f.; G. Sartori 1984, S. 56 f.; R. J. Anderson/A. J. Hughes/W. W. Sharrock 1985, S. 20 ff., 23 f.
- (19) Derartige Existenzkombinatoriken sind weit verbreitet. Aber es ist ein Unterschied, ob man solche Kombinatoriken isoliert verwendet oder als Bestandteil für einen kombinatorischen Aufbau von Theorien verwendet.
- (20) Vgl. zum Konzept der Elektion W. Loh 1980 a, S. 130 ff. sowie 144 – 159.
- (21) Hier hätte eine Kombinatorik anzusetzen, die Webers Unterscheidung in rationale, traditionale, charismatische Herrschaft aufhebe, denn Webers Unterscheidung geht vom „Glauben“ (M. Weber 1976, S. 122) an die Legitimität aus. Mit diesem „Glauben“ sind Gründe gemeint, die das Gehorchen motivieren, also vermutlich Bestandteile einer Metaelektion.

LITERATUR

- Allertbeck, K. (1982), Zur formalen Struktur einiger Kategorien der verstehenden Soziologie, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZSS) 34, S. 665 – 676.
- Anderson, R. J., J. A. Hughes, W. W. Sharrock (1985), The sociology game, Longman, London/New York.
- Bernheim, E. (1908), Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie, Duncker und Humblot, Leipzig.
- Blalock, H. M. (1969), Theory Construction, Prentice Hall, Englewood Cliffs.
- Bonß, W., H. Hartmann (1985), Konstruierte Gesellschaft, rationale Deutung, in: Bonß, W., H. Hartmann (Hrsg.), Entzauberte Wissenschaft, Schwartz, Göttingen, S. 9 – 46.
- Garnap, R. (1959), Beobachtungssprache und theoretische Sprache, in: Logica. Studia Paul Bernays dedicata, Griffon, Neuchâtel, S. 32 – 44.
- Falser, J. W., G. Göhler (1986), Politische Theorie, in: Beyme, K. v. (Hrsg.), Politikwissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland, Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 118 – 141.
- Glaser, B. G., A. L. Strauss (1967), The Discovery of Grounded Theory, Aldine-Atherton, Chicago/New York.
- Greshoff, R. (1985), Probleme sozialwissenschaftlicher Theoriebildung am Beispiel des Marxschen Klassenbegriffs, R. G. Fischer, Frankfurt/M.
- Gutzmann, G. (1980), Logik als Erfahrungswissenschaft, Duncker und Humblot, Berlin.

- Habermas, J. (1981), Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 2, Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Hage, J. (1972), Techniques and Problems of Theory Construction in Sociology, Wiley & Sons, New York/London/Sydney/Toronto.
- Hennis, W. (1984), Max Webers Thema, Zeitschrift für Politik 31, S. 11 – 52.
- Herzog, W. (1984), Modell und Theorie in der Psychologie, Verlag für Psychologie, Göttingen/Toronto/Zürich.
- Homans, G. C. (1972), Wider den Soziologismus, in: Homans, G. C., Grundfragen soziologischer Theorie, Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 44 – 58.
- Leisegang, H. (1951), Denkkommen, de Gruyter, Berlin.
- Loh, W. (1980 a), Kombinatorische Systemtheorie: Evolution, Geschichte und logisch-mathematischer Grundlagentext, Campus, Frankfurt/M./New York.
- Loh, W. (1980 b), AGIL-Dimensionen im Spätwerk von T. Parsons und Kombinatorik, in: KZSS 32, S. 130 – 143.
- Loh, W. (1987), Zur Überwindung neuzeitlicher Wissenschaftsauffassungen, in: Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie (im Druck).
- Luhmann, N. (1978), Soziologie der Moral, in: Luhmann, N., S. H. Pfürther (Hrsg.), Theoretische und Moral, Suhrkamp, Frankfurt/M., S. 8 – 116.
- Luhmann, N. (1980), Gesellschaftsstruktur und Semantik, Bd. I, Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Luhmann, N. (1981), Soziologische Aufklärung 3, Westdeutscher Verlag, Opladen.
- Luhmann, N. (1984), Soziale Systeme, Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Luhmann, N. (1987), Die Richtung soziologischer Theorie, in: Merkur 41, S. 36 – 49.
- Mach, E. (1968), Erkenntnis und Irrtum, Wiss. Buchgesellschaft, Darmstadt.
- Mach, E. (1981), Die Prinzipien der Wärmelehre, Minerva, Frankfurt/M.
- Marx, K. (1974), Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie, Dietz, Berlin.
- Mayntz, R. (1983), Zur Einleitung: Probleme der Theoriebildung in der Implementationsforschung, in: Mayntz, R. (Hrsg.), Implementation politischer Programme II, Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 7 – 24.
- Mayr, E. (1975), Grundlagen der zoologischen Systematik, Parey, Hamburg/Berlin.
- Parsons, T. (1968), The Structure of Social Action, Free Press, New York/London.
- Parsons, T. (1977), Social Systems and the Evolution of Action Theory, Free Press, New York/London.
- Parsons, T. (1978), Action Theory and the Human Condition, Free Press, New York/London.
- Parsons, T., G. M. Platt (1974), The American University, Harvard University Press, Cambridge.
- Reynolds, P. D. (1971), A Primer in Theory Construction, Bobbs-Merrill, Indianapolis/New York.
- Rüsen, J. (1974), Für eine erneuerte Historik, in: Engel-Janosi, F., G. Klingenstein, H. Lutz (Hrsg.), Denken über Geschichte, Verlag für Geschichte und Politik, Wien, S. 227 – 252.
- Sartori, G. (1984), Guidelines for concept analysis, in: Sartori, G. (Hrsg.), Social science concepts, Sage, Beverly Hills/London/New Delhi, S. 15 – 85.
- Spinner, H. F. (1980), Theorienpluralismus in Wissenschaft und Praxis, in: Neuhaus, G. A. (Hrsg.), Pluralität in der Medizin, Umschau Verlag, Frankfurt/M., S. 34 – 58.
- Stinchcombe, A. L. (1968), Constructing Social Theories, Harcourt, Brace & World, New York/Chicago/San Francisco/Atlanta.
- Tenbruck, F. (1986), Das Werk Max Webers: Methodologie und Sozialwissenschaften, in: KZSS 38, S. 13 – 31.
- Wagner, D. G. (1984), The growth of sociological theory, Sage, Beverly Hills/London/New Delhi.
- Walther, A. (1926), Max Weber als Soziologe, in: Jahrbuch für Soziologie 2, S. 1 – 65.
- Weber, M. (1968), Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Mohr, Tübingen.
- Weber, M. (1976), Wirtschaft und Gesellschaft, Mohr, Tübingen.
- Wehnspaun, M. (1985), Konstruktive Argumentation und Interpretative Erfahrung, Westdeutscher Verlag, Opladen.
- Weyl, H. (1966), Philosophie der Mathematik und Naturwissenschaft, Oldenbourg, München/Wien.
- Whittaker, R. H. (1969), New Concepts of Kingdoms of Organisms, in: Science 163, S. 150 – 160.
- Zetterberg, H. L. (1973), Theorie, Forschung und Praxis in der Soziologie, in: König, R. (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 1, Enke, Stuttgart, S. 103 – 160.